Zeitschrift: Neue Schweizer Rundschau
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 14 (1946-1947)
Heft: 7

Artikel: Rede zu einer Hermann-Hesse-Feier
Autor: Goes, Albrecht
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-758528

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

REDE ZU EINER HERMANN-HESSE-FEIER

VON ALBRECHT GOES

Wir freuen uns, anläßlich der Verleihung des Nobelpreises an Hermann Hesse die nachfolgende Rede veröffentlichen zu dürfen, die Albrecht Goes bei einer kürzlich in Württemberg stattgefundenen Hermann-Hesse-Feier gehalten hat.

Denken Sie sich, meine verehrten Zuhörer, einen Augenblick in folgende Lage hinein: Sie gehen an einem dieser schönen Herbstabende allein mit Ihren Gedanken des Weges, und plötzlich stellt Sie ein Freund und überfällt Sie mit der Frage: Uebrigens, was halten Sie von Mozart? Was werden Sie tun? Sie werden mehr als eine Sekunde benommen und verlegen sein: Mozart, das war, das ist Ihr halbes Leben, ist die Welt des zärtlichen, des großen Entzückens vom Klarinettenquintett bis zur «Zauberflöte», Welt der heiligen Heiterkeit; aber wie sagt man das nun in einer solchen Stunde? Sie werden vielleicht mit einer entschuldigenden Handbewegung sich zurückziehen auf die Maxime des alten Briest: «Aber das ist ein weites Feld ...» Sie werden nach einem Aperçu trachten, mit dem Sie sich aus der Schlinge ziehen können; vielleicht aber werden Sie auch diese beiden unzulänglichen Versuche einer Antwort verschmähen und einem dritten, gleichfalls nur halb und halb genügenden, nachtrachten: Sie werden, da ja der Umgang mit Mozart durch dreißig Jahre Ihres Lebens hin, dreißig Jahre oder mehr, eine Quelle «neuer Freuden, neuer Schmerzen» gewesen ist, von irgendeiner besonderen persönlichen Erfahrung etwas berichten: vom ersten Hören des Figaro oder von der großen Erschütterung durch die c-moll-Fantasie noch in der Knabenzeit. Dann gäbe ein Wort das andere, und vielleicht brächten zuletzt die beiden Partner, das heißt Sie und Ihr Gegenüber, doch etwas Ersprießliches zustande.

Nicht viel anders, liebe Freunde Hermann Hesses, geht es mir heute angesichts des Auftrages, über unsren Dichter in dieser festlichen Stunde ein Wort zu sagen. Es ist am Tage, daß es sich auch bei ihm, vom Hermann Lauscher bis zum Josef Knecht um ein «weites Feld» handelt. Mit einem Aperçu wird so wenig etwas getan sein wie bei Mozart, und daß es uns widerstreben muß, einen Lebendigen, einen — zum Glück! — durchaus Lebendigen, literarisch einzusargen, werden

Sie verstehen und billigen. Er hat ja selbst vor Jahr und Tag einmal grimmig vor solch einer Würdigung gewarnt; Sie erinnern sich vielleicht an die stürmische Tirade in «Klingsors letztem Sommer», wo sein Freund Louis, Louis der Maler mit dem Krapplack und dem Zitronengelb, seine und seines Freundes Zukunft und Unsterblichkeit herrlich und grausam verhöhnt: «Denke dir, ein Professor in hundert Jahren, wie er den Gymnasiasten predigt: Klingsor, geboren 1877 und sein Zeitgenosse Louis, genannt der Vielfraß, Erneuerer der Malerei, Befreiung vom Naturalismus der Farbe, bei näherer Betrachtung zerfällt dies Künstlerpaar in drei deutlich unterscheidbare Perioden! Lieber komme ich noch heut unter eine Lokomotive.»

Nein, ich werde tun, wie ich bei Mozart täte: ich werde die nun bald fünfundzwanzig Jahre Umgang mit dem Werke und ein wenig auch mit dem Leben dieses sehr geliebten Dichters in eines zu fassen suchen; ich werde dabei wohl auch Persönliches andeuten. Daß man dabei allzuprivat werde, ist die geringste Gefahr. In mehr als einer Hinsicht werden sich unsre Erfahrungen mit diesem so besonders persönlichen Dichter ähnlich sehen. Wie ein Septemberhimmel wird sich über ihnen wölben das holde Wahrwort der Erfahrung: «Geschwister sind sich alle schönen Dinge.»

Er war der Dichter unsrer Jugend; oder — um genau zu sein — unter den Dichtern unsrer Jugend der, dem wir am einfachsten die Treue zu halten vermochten und der uns mit jedem neuen Buch die Treue hielt, und zwar gerade dadurch, daß er fast von Mal zu Mal ein anderer, ein Gewandelter war, wie eben auch wir von Jahr zu Jahr andere waren, Gewandelte. So ist er der Dichter unsrer Mannesjahre geworden: die Zeit, die Unzeit vielmehr, was konnte sie ausrichten gegen unsre Liebe zu dem hellblau schimmernden Bezirk in unsren Bücherregalen? Und wenn wir die «Neuen Gedichte» aufschlagen oder das «Glasperlenspiel», so haben wir Zuversicht, daß er für uns, wenn wir in höhere Jahre kommen, noch einmal wieder ein ganz neues Wort aufbewahrt: nicht unähnlich dem Dichter Goethe, der uns von der Leidenschaft der «Rastlosen Liebe» bis in die entsagungsreine Klarheit der Dornburger Gedichte geleitet, und halbgoethisch klingt es schon aus einem der Hesseschen Widmungsverse zu den «Neuen Gedichten»:

«Ist's auch nicht mehr Ueberschwang,
Tönt auch herbstlich schon der Reigen,
Dennoch wollen wir nicht schweigen;
Spät erklingt, was früh erklang.»

Sie haben den Ton gehört, der «früh erklang»: das dunkelgründige Ravenna-Lied, Sie erinnern sich an die Strophen «Wie eine weiße

Wolke», an nicht wenige dieser Verse; ich spreche persönlich, aber ich spreche nicht nur persönlich, wenn ich sage: unser erster Umgang mit Gedichten war der Umgang mit diesen Strophen voll Schwermut und Melancholie, voll von der bedrängenden und seligen Spannung zwischen Trieb und Geist, zwischen Leidenschaft und Verzicht, zwischen Himmel und Erde fast; durchlesen wurden sie, durchwacht, die «Denkernächte über Tag und Tod». Um sie recht zu verstehen, diese «Romantischen Lieder» (so nannte sich die erste Veröffentlichung Hermann Hesses vor nunmehr bald fünfzig Jahren), müssen wir wohl einen Augenblick an den Ursprung denken, an die Herkünfte; Herkünfte sind immer bedeutungsvoll, selbst wo man sie später verleugnen möchte, Hesse verleugnet sie nicht. In immer neuer Gestalt vielmehr läßt er sie wirklich und wirksam sein, die Urbilder der Kindheit. Es ist Calw im Schwarzwald, die Jugendheimat, es sind die Dörfer dieser Landschaft, die immer wieder in seinen Büchern vor uns aufstehen. In diese Welt der Gassen und der Winkel, der Gerüche und Gelärme, Stimmen und Verwirrungen ist unser armer Hans Giebenrath zurückgekehrt, heimgekehrt kann man nicht sagen; hier versucht sich der schüchterne Herr Ohngeld an einem Heiratsantrag und bringt doch das Wort nicht über die Lippen, bis ihm das beherzte Päule hilft; und am Straßenrand, unweit eines solchen eingeschneiten Schwarzwalddorfes endet der Weg des Knulp, unsres sonderlichen Freundes. Es ist die «kleine Welt», die uns hier begegnet, und doch sieht eigentlich fast nichts in ihr nach Idyll aus. Viel zu deutlich ist, daß der, den diese rundbackigen Schwabengesichter angehen, diese Landexaminanden und diese Monteure, diese Bürger und Bürgergretchen, von frühesten Tagen an auch eine ganz andere Welt schon in sich trug. Es müßte ein Wort gesagt werden von der Sphäre des Vaters, dieser strengen, klaren protestantischen Sphäre, in welche von der Mission her, von Indien, ein Stück Weite und Freiheit eindrang, in der es nach Meditation und Morgenland duftete, nach gutem Latein, nach Waldgängen am Sonntagnachmittag, nach Ordnung und Zucht, Sphäre der Unerbittlichkeit, des Gesetzes, der Gewissengenauigkeit. Nicht von der Zunge kommt uns der Geschmack jener Feigen, die der Knabe einst dem väterlichen Schreibtisch entnommen hatte: mit ihrer trockenen, mehligen Süßigkeit verbinden wir in unseren Vorstellungen doch auch für alle Zeiten die Qualen, die eine Kinderseele durchstehen kann: Qual des Verbergenwollens, Qual des Entdecktwerdens, Qual zuletzt, geringste Qual freilich, der Strafe. Auch die Mutter gehört in dieses Trapez der heiligen Ordnung, der lebenregierenden Frömmigkeit. Nur daß sie, die wunderbare Marie Hesse, dann auch als die große Erzählerin, die herrliche Briefschreiberin, die lautlos Vielverstehende gegenwärtig ist. Bis in die Traum-

folgen der Mannesjahre hinein begleiten ihn die Aufschriebe, die der flüchtige Blick auf dem Schreibtisch der Mutter wahrgenommen hatte: «Hermanns Hosen ausgefranst — Wäsche einlegen — Buch von Dickens entlehnen — Hermann hat gestern nicht gebetet . . .» und der sterbende Goldmund weiß am Ende eines weiten Weges nur noch das Mutterlied: «Aber wie willst denn du einmal sterben, Narziß, wenn du doch keine Mutter hast? Ohne Mutter kann man nicht lieben. Ohne Mutter kann man nicht sterben.» Zu Vater und Mutter aber gesellt sich, ebenso unaufhörlich wirksam, die Welt von Maulbronn. Daß über diesem vierzehnjährigen jungen Humanisten diese romanischen und gotischen Hallen sich aufgetan hatten, Refektorium und Paradies, Brunnenkapelle und Parlatorium, und mehr noch: daß er diese Welt in einer — freilich abgekürzten — Seminarzeit mit Alters- und Geistesgenossen aufnehmen konnte, das zählt. Man weiß: Hesse ist fünfzehnjährig dem Seminar Maulbronn entlaufen; ein «Geniereisle» nannte der weise Großvater Gundert diese stürmische Eskapade, diesen heftigen Ausdruck eigenen Willens: in einem höheren Sinn freilich hat Hesse gerade diesem Maulbronn nie Valet gesagt. Die Erzählung von «Narziß und Goldmund» lebt nicht wenig von dorther, und noch im jüngsten Werk, noch im «Glasperlenspiel» geht's maulbronnisch zu; das Urerlebnis der Lehrer-Schüler-Bindung mit all ihren Möglichkeiten, Gefahren, Reizen und Qualen ist ein immerwährender Quell für Hesses Gestaltungskraft geblieben. Ebenso auch das Urerlebnis der Freundschaft, wie es so wesentlich zu diesen Internaten gehört. Selbst zu einer Stunde, da er, tief in eine Krisis verstrickt, wenig mehr von der Schönheit und Fülle des Lebens hält und sich zum Abschied fertig macht, ist es die Freundschaft, die ihm bis zuletzt preisenswert dünkt:

«Meine Freunde, ihr lieben Kameraden,
Ihr seid zu einem Totentrunk geladen,
Hundert Flaschen Burgunder stifte ich eurer Runde.
Sprechet von mir, wie jeder mag,
Aber sprecht es beim Wein, mit lachendem Munde!
Euch danke ich noch in dieser beklommenen Stunde:
Von allem, was ich mit Menschen erlebt,
Ist eure Freundschaft das Beste gewesen,
Immer wieder hab ich nach Liebe gestrebt,
Immer wieder dankbar in euren Augen gelesen,
Daß auch für mich die Blume des Lebens blüht,
Daß auch für mich das Flämmlein der Liebe glüht.»

Dies also — Vater und Mutter, der Geschwisterkreis dazu, die Landschaft und die Freundschaft, dies war die Mitgift; eine sehr

reiche, sehr noble Mitgift; nur daß sie vielleicht mit ihrem Reichtum, mit ihrer Noblesse ihren Empfänger nicht nur beglücken, sondern zugleich belasten und gefährden mußte. Wer gar nichts vom derben Leder ins Leben mitbekommt, hat es schwer. Dazu kommt, daß für Hesse die Spannung zwischen allem Vatergut und aller Mutterzuflucht lebenslang als eine Ur-Not des Daseins spürbar wird. Und so stand es denn um ihn, als er, zwanzig-, zweiundzwanzigjährig, Buchhandlungsgehilfe seines Zeichens, in seinem Tübinger Zimmer in der Herrenbergerstraße saß, das große Chopinbild an der Wand, den Hermes auf einem Konsol, und seine Verse und seine Traumbilder aufschrieb: in Tübingen also zuerst, und hernach in Basel, wo ihm die Patrizierluft guttun mochte und der starke Nachhall von Jakob Burckhardts eben zu Ende gegangener Wirksamkeit überall mitschwang. Uebernächtig und überwach — nach den Geheimnissen unterwegs, vor dem Leben, und doch schon in dem Leben, nicht «Vor Sonnenaufgang», sondern: «eine Stunde hinter Mitternacht» —, aber auch das heißt ja: dem Tag entgegen. Und da geschah es, daß droben in Berlin der Verleger Samuel Fischer diese Texte las, der mächtige Fischer, der Ibsen und Hauptmann verlegte, und ihm gefiel etwas an diesem Ton. Es ging ihn an, und er ließ das den jungen Mann in Basel wissen. So lockte er den eben im Entstehen begriffenen «Peter Camenzind» ans Licht. Man kann sagen: er, Fischer, setzte auf diesen jungen Autor, wie man auf ein Pferd setzt, und es erwies sich, daß er sich nicht getäuscht hat. Neben Thomas Mann ist Hesse in der Folge der erfolgreichste Verlagsautor geworden. Damals also, mit dem «Camenzind», gab es den Eintritt in die sogenannte große Literatur, und wenn Hesse in späteren Jahren zuweilen dieses Ereignis grimmigheiter verflucht hat, so können doch wir, seine Leser, nicht ein Gleiches tun.

Fürchten Sie nun nicht, daß ich Ihre Geduld mißbrauchen und Sie mit zahlreichen Werkanalysen langweilen werde. Es genügt, wenn Sie das Bild vor Augen haben, das sich nach diesem Eintritt in die Oeffentlichkeit auftut: den aus Basel für einige Jahre in den Bereich der Kinderheimat zurückgekehrten, den gut baslerisch verheirateten Hesse von Gaienhofen am Bodensee, der da seine Novellen schreibt, seine Schilderungen, der Haus und Garten lieb hat, den See und die Angelrute, einen Schoppen Wein oder auch zwei, mehr aber: die Nacht und das Unterwegssein, mehr die Musik, mehr die Bücher in den Regalen an der Wand. Den Besitz wohl, mehr aber immer wieder die Sehnsucht und das Ungenüge ... den jungen Ruhm, mehr aber die Erwartung künftiger Spiele, Zauber und Kränze ... Einmal kommt der alte Christian Wagner aus Warmbronn zu Besuch, der Dichter der Blumenmythen, und wie sie da des Weges gehen, dem

Wald entgegen, so wird man sie sehen und behalten müssen: den weißlockigen Siebziger und den dunkelbärtigen Dreißigjährigen. Ein Bauer der eine, wenn auch ein wunderlicher und sonderlicher —, der andere ebenfalls mit einigen Ansätzen und Vorstellungen von Bauerntum, in Wahrheit aber weit mehr ein Anti-Bauer, ein Nomade, ein Unseßhafter: Wanderer im Geist, nach vielen Tischen und Gerichten begierig, von vielen Bechern trunken; als Schaffender alles andere als simpel, ein zartes, subtiles Gehäuse: etliches ründet sich, das ist wahr, aber wer sieht da wirklich hinein? Wer kennt den Preis, der für solche Harmonisierungen bezahlt wird? Und wer macht aus, ob nicht plötzlich die ganz andere Tonart angestimmt werden muß, eine schrille, weltentzweite. Fürs erste, wenn die Spannungen zu groß werden, kann man ja den Rucksack packen und den Koffer, kann für ein paar Tage ans andere Seeufer gehen oder nach Italien, und schließlich das Schiff besteigen, das einen nach Indien führt. Eines Tages — unmittelbar nach der Indienfahrt — wird dem Bodensee der Rücken gekehrt, und die zweite Heimat, die Schweiz, nimmt den Dichter auf. Wichtiger aber und einschneidender noch als die indische Reise und die neue Domizilverlegung ist der Versuch, dem Allzusicheren zu entkommen, den mühseligen Seilen der Publizität, indem man das neue Buch als das Buch eines Fremden ausgibt: so erscheint der «Demian» als das Werk eines gewissen Emil Sinclair. Man gibt acht, man hört den Ton, es war ein überaus hörenswerter Ton. Nur: wie ist es möglich, daß da einer, der der Sache nach so etwas Eigenes vorzutragen hat, dies so unzweideutig im Stil und Tonfall eines anderen Dichters tut: im Stil und Tonfall Hermann Hesses? Nun, das Versteckspiel mußte enden, es mußte zutage treten, daß Emil Sinclair und Hermann Hesse ein und derselbe sind, der Weg in die Anonymität, der zu irgendeiner Zeit lockend vor jedem Gestalter aufsteht, war verbaut —, aber der andere Weg war nun offener denn je, der «Weg nach Innen». «Ich wollte ja nichts als das zu leben versuchen, was von selber aus mir heraus wollte. Warum war das so sehr schwer?»: Sie erinnern sich an diesen Satz, der als eine Art Leitmotiv dem «Demian» vorgestellt ist. Deutlicher, leidenschaftlicher als je zuvor wird in diesem Buch «Ich» gesagt, wird die Aufrichtigkeit aller Aussage jeder Stilisierung übergeordnet; man muß — so könnte man in Abwandlung eines Wortes von Nietzsche sagen —, man muß *nicht* zugrunde gehen, wenn man zu den Gründen geht: vielmehr erlebt es dieser Rutengänger, dieser zu den Wurzeln, zu den Quellen Hinabgrabende, daß diese Reise eine Reise zu den Müttern ist, zu den Ordnungen; der Innenraum tut sich auf — aber gerade dieser Innenraum mit Träumen und Phantasien, Schrecknissen und Unergründlichkeiten ist nicht

ohne Beziehung zu den großen, tröstlichen, kräftigen Symbolen und Gewalten.

«Dann reicht dir des Geschehens Flut
Nicht mehr ans Herz. Und deine Seele ruht:»

so hatte es in einem frühen Gedicht vom «Glück» geheißen. Nun sind es nicht mehr die milden Gleichgewichte — der Spannungsbogen ist weiter geworden: persönliches und allgemeines Leid und Leiden haben sich gehäuft, glühend, versehrend prahlt die Sonne über «Klingsors letztem Sommer». Dieser Dichter, der da den Weg nach innen beschritten hat, der in tiefer Aufrichtigkeit die Wahrheit über sich selbst, die Wahrheit über das, wie es eigentlich gemeint sei, und die Wahrheit endlich auch über die Wirklichkeit der Um- und Mitwelt zu ergründen sucht — nun weicht er nicht mehr aus, nun bleibt er auch nicht nur in der Rolle des leidenden oder des staunenden Zuschauers ... «Wenn ich auch fühle, daß der Boden unter mir etwas dünn geworden ist», schreibt Klingsor seinem Freund, «und wenn ich auch im ganzen mich wenig nach weitern Jahren und Taten sehne, ich möchte doch immerhin einige heftige Raketen dieser Welt in den Rachen jagen.» Und nachher: «Es ist weniger ein Frühling, was ich da erlebe, als eine Explosion. Erstaunlich, wieviel Dynamit in mir noch steckt. Aber Dynamit läßt sich schlecht im Sparherd brennen. Und wie er dann sich malt, er, Klingsor-Hesse, da wird es ‚eine riesige Konfession', ein rücksichtsloses, schreiendes, rührendes, erschreckendes Bekenntnis.» Nein, es war nichts mit dem Frieden mit der Welt, von dem das eine oder andere Mal geträumt werden konnte, in beruhigten Jahren — aber schon «Roßhalde» kennt Dissonanz genug. «Das ist der Mensch» — so heißt es in dem furiosen Schlußkapitel des «Klingsor» —, «der müde, gierige, wilde, kindliche und raffinierte Mensch unsrer späten Zeit, der sterbende, sterbenwollende Europa-Mensch: von jeder Sehnsucht verfeinert, von jedem Laster krank, vom Wissen um seinen Untergang enthusiastisch beseelt, zu jedem Fortschritt bereit, zu jedem Rückschritt reif, ganz Glut und auch ganz Müdigkeit, dem Schicksal und dem Schmerz ergeben, wie der Morphinist dem Gift, vereinsamt, ausgehöhlt, uralt, Faust zugleich und Karamasow, Tier und Weiser, ganz entblößt, ganz ohne Ehrgeiz, ganz nackt, voll von Kinderangst vor dem Tode und voll von müder Bereitschaft, ihn zu sterben.» Wie sollte, wer so schonungslos die Masken wegreißt, frühen, faulen Frieden schließen? Es war ja auch kein Frieden in der Welt. Eben waren die Weltkriegsjahre zu Ende gegangen. Hesse hatte in der Schweiz getan, was seines Amtes in der Schweiz sein konnte: er hatte den Gefangenen gedient. Und: er hatte gelitten, bitter gelitten an der Selbstzerstörung Europas, bitter vor allem daran, daß auch alle die,

die nicht ex officio mit dem Gewehr und der Kanone zu hantieren hatten, daß auch die Menschen des Geistes sich an diesem Krieg auf ihre trübselige, haßerfüllte Weise beteiligten. Der gleiche Hesse, der aus jeder Blume, jedem Kinderblick, jedem Frauenantlitz, jeder Liebes- und Leibesgebärde Schicksal auf sich zuspringen sieht, Frage vom uralten, weisen Antlitz der Welt, der Antwort vernimmt aus der Sphäre der großen Geheimnisse, der gleiche Hesse, in dessen Werk nun wilde, phantastische Züge und Farben eindringen — hört von nun an nicht auf, nach Antwort, nach Verantwortung zu trachten, zu mahnen, zu beschwören, zu erziehen. Die Sorge, die vor allem aus Jakob Burckhardts kritischen Erkenntnissen aufsteigen mußte und jedem, der nicht erfolgsblind war, die Sorge um die Verkümmerung der Seele inmitten alles scheinbaren Fortschritts, nun durfte von ihr nicht mehr geschwiegen werden. Damals entstanden jene Aufsätze von Krieg und Frieden, welche wir zehn Jahre später erst in den «Betrachtungen» zu lesen bekamen, und welche, begreiflich genug, gerade auch jetzt wieder neu in der Schweiz gedruckt werden. Die Aelteren unter Ihnen, meine verehrten Zuhörer, müssen ja diese Dinge unmittelbar damals miterlebt haben: das Erscheinen dieser Friedens-Beschwörungen mitten im Krieg, und in Reaktion darauf die zahlreichen Schmähartikel und Schmähbriefe, die kein Ruhmesblatt in unserer Geschichte sind. Was uns Jüngere angeht, die Generation von 1906, 08, 10 — so haben wir diese Aufsätze, als sie uns 1928 zuerst zu Gesicht kamen, begrüßt wie eine Art politisches Evangelium. Aus dem Herzen gesprochen war uns jedes Wort, das zum Vertrauen und zur Liebe mahnte, jede Klage «O Freunde, nicht diese Töne!», jeder grimmige Hohn, jede rücksichtslose Klärung, die dem wilden Nationalismus den Abschied gab, die hohen Scheinworte und Scheinwerte entzauberte, und uns so lebenslang immunisierte gegen *diese* Dämonien. Aber auch wir mußten nun freilich erleben, daß nicht alle so dachten. Ich spreche davon nun wirklich nicht, um etwas wie eine Scheidung der Generation zu konstatieren — sie bestand gar nicht, es gab genug wachsame Aeltere, genug trunkene Jüngere —, ich sage es nicht, um irgend jemand zu entlasten, oder irgend jemand neu belasten zu wollen. Es gibt Dinge in der Welt, von denen man an einem bestimmten Tag und Anlaß sprechen muß, einfach weil es unredlich wäre, davon zu schweigen. Unsre ganze schöne Hermann-Hesse-Feier mit ihren Rezitationen und ihrer «Würdigung des Dichters» wäre eine schiefe und fatale Sache, wenn wir dieses heiße Eisen nicht anfassen wollten: wenn wir nicht zugeben wollten, daß Hesse schlicht und einfach recht, und die patriotischen Artikel- und Briefschreiber unrecht gehabt haben. Wir haben dabei nicht die braungestiefelten Landsknechte im Auge, welche in jenen Jahren ihr Unwesen begannen

und Zustände bekamen, wenn jemandes Denken und Lieben nicht an den Grenzpfählen Halt machte — wir sprechen vielmehr von den reputierlichen Bürgern, denen vor dieser mutigen Götzendämmerung bange werden wollte um ihre heiligsten Güter, und die dann in der Folge, als der Hitlerbazillus virulent wurde, ohne ernstlichen Widerstand bleiben mußten, einfach wohl auch deshalb, weil ihnen das großräumige, das menschheitliche Denken keine *Freude* machte, weil sie keine Aufgabe darin sehen mochten, diesem wohl noch konturlosen Morgen zu dienen, zu dienen, als habe er längst schon Gestalt. Haben wir nicht alle nicht genug europäische Geduld gehabt? Und mußten darum nun am Leibe exerzieren, was es bedeutete, aufs böse Pferd gesetzt zu haben? «Wenn der Krieg noch zwei Jahre dauert»: vielleicht erinnern Sie sich an die groteske Schilderung, welche diesen Titel trägt, die — man muß genau hinsehen, nicht etwa das Jahr 1944, sondern das Jahr 1917 als Entstehungsdatum anführt: ach, es ist alles, alles eingetroffen: das mit dem Existenzbewilligungsschein, das mit der Sterbekarte und der ganze furchtbare Wahnsinn. Ich weiß nun freilich Menschen genug, die es jetzt ohne Einschränkung zugeben: 1919 hatte ich zu diesen «Betrachtungen» noch kein Verhältnis, jetzt, 1946 sehe ich sehr genau, daß sie recht hatten mit ihrer Warnung. Und diese Einsicht ist nicht wenig wert — und kann viel wert sein, wenn es die allgemeine Einsicht wird. Wir wollen, da wir an dieser heiklen Stelle uns befinden, uns nicht mit irgendwelchen Klügeleien verteidigen, wir wollen die Fehler redlich zugeben, die Schmähartikel innerlich verneinen, und — wie es geschrieben steht: «den schweren Weg der Aufrichtigkeit und der Liebe weiter und zu Ende zu gehen versuchen».

Es ist das dann auch — um nach diesem Exkurs zum Werdegang Hesses zurückzukehren — immer deutlicher der Weg von Hesses Werk geworden. Wohl nimmt die Schärfe, mit welcher die Einsichten über den einsamen, strengen Weg des Dichters in unsrer Zeit formuliert werden, zu, wohl nähert sich im «Kurgast» und dann im «Steppenwolf» alles immer mehr der Frage, ob man denn anders denn als Psychopath in dieser Gegenwart existieren könne, nein, existieren dürfe, ob nicht alle Anpassung nur der Ausdruck einer hirn- und gemütlosen Abstumpfung ist: —

«Ihr Menschen, warum ladet ihr einander ein?
Warum macht ihr diesem Hundeleben,
Das doch niemand Freude machen kann,
Nicht ein rasches, aber gutes Ende,
Sondern spielet Klavier und sprecht über Thomas Mann?
Ich kann es nicht verstehen,

So viel Kognak ist nicht gesund,
Man kommt dabei auf den Hund.
Aber ist es nicht edler, unterzugehen?»

— so steht es zu lesen in einem grellen Song aus dem Buch «Krisis» — zugleich aber schwingt in dem allem auch die andere Stimme mit, die Stimme aus Siddhartha, die es ausspricht: «Die Liebe, o Govinda, scheint mir von allem die Hauptsache zu sein. Die Welt zu durchschauen, sie zu erklären, sie zu verachten, mag großer Denker Sache sein. Mir aber liegt einzig daran, die Welt lieben zu können, sie nicht zu verachten, sie und mich nicht zu hassen, sie und mich und alle Wesen mit Bewunderung und Ehrfurcht betrachten zu können.» Es scheint mir wichtig, wahrzunehmen, daß hievon, in verschiedenen Sprachen freilich, aber in inniger Uebereinstimmung in allen Büchern Hesses gesprochen wird: ich lese den «Steppenwolf» in diesem Betracht als ein ebenso glühendes Bekenntnis der Liebe, Bekenntnis zur Ehrfurcht wie den «Siddhartha», einerlei, ob man das eine Buch «sehr schön» und das andere so gar nicht «schön» heißen möchte. Im Nachwort zu den «Krisis»-Gedichten, die er nur seinem Freundeskreis zugänglich macht, steht darüber ein wichtiges Wort der Rechenschaft. «In meinem Leben», schreibt Hesse da, «haben stets Perioden einer hochgespannten Sublimierung, einer auf Vergeistigung abgezielten Askese abgewechselt mit Zeiten der Hingabe an das Naiv-Sinnliche, ans Kindliche, Törichte, auch ans Verrückte und Gefährliche. Jeder Mensch hat dies in sich. Ein großer Teil, ja der allergrößte Teil dieser dunkleren, vielleicht tieferen Lebenshälfte ist in meinen früheren Dichtungen unbewußt verschwiegen oder beschönigt worden.» Wohl flirrt um den Steppenwolf-Harry die Lichtreklame, wohl quäkt das Saxophon, aber gerade dieser Mann im Smoking begräbt seine ‚selige Sehnsucht' nicht, seine wirkliche Liebe, seine lebendige Hoffnung: «Mozart wartete auf mich. Goethe wartete auf mich.»

Nennen wir den «Kurgast» — eines von Hesses tiefsten Büchern — die Niederschrift der Diagnose, zählen wir den «Steppenwolf» zu den Aeußerungen der Fieber-Therapie, so ist mit dem folgenden Werk, mit «Narziß und Goldmund», dann eine Art Abschluß erreicht. Nun waren sie nicht nur formuliert, die beiden Pole, um die es jahraus, jahrein gegangen war — Trieb und Geist, Lebensja und Weltverwandlung; nun hatten sie Gestalt angenommen, Leib, Zeichenkraft, Wirklichkeit.

Wollte man darüber hinaus ein Wort sagen, ein neues, rettendes, so müßte man wohl die Zeit verlassen: dieses unser Zeitalter, in welchem der wesentliche Mensch «nur Narr, nur Dichter» einer gespenstischen Einsamkeit überantwortet ist. Es gälte, Zeiten und Bezirke aufzu-

suchen, in welchen es — jenseits der bestehenden Anarchie der Werte — Räume der Redlichkeit gäbe. Ordnungen, Glaubwürdigkeiten, Milde und Strenge in einer neuen Synthese, Ernst, der nicht mehr dem tierischen Ernst der Potentaten gleicht, Heiterkeit, die nicht nur in ihrem Besten sich ironisch gebärden darf — es gälte eine Wirklichkeit zu gestalten, die von uns aus gesehen «utopisch» genannt werden mag, ohne deshalb weniger vom Charakter einer lebendigen Wirklichkeit an sich zu tragen. In Rückwendung auf irgendein Mittelalter haben das die Dichter immer wieder versucht, sehr bedeutend und geheimnisvoll der Dichter Novalis im «Ofterdingen» — Hesse aber blickt nicht zurück, er blickt vorwärts und in die Ferne. Sie merken, daß ich von Hesses jüngster Schöpfung, von dem «Glasperlenspiel» spreche, das als eine Frucht von mehr als zehn Arbeitsjahren mitten im Krieg erscheinen konnte, zwar nicht in Hitlerdeutschland, aber in der Schweiz. Bei uns führt es bis zur Stunde sein Leben in wenigen kostbaren Exemplaren, die von Hand zu Hand gehen: glücklicherweise wird es in Kürze damit ein klein wenig besser werden, sobald Peter Suhrkamp, Hesses tapferer Verleger — gerade noch dem Galgen des Kaltenbrunner entronnen —, die deutsche Ausgabe erscheinen lassen kann.

Es ist nicht viel damit getan, wenn man das Buch, das sich im Untertitel als den «Versuch einer Lebensbeschreibung des Magister Ludi Josef Knecht» einführt, eines der wichtigsten Bücher unsrer Zeit und einen der großen Erziehungsromane der Weltliteratur nennt, ein Buch wie die «Wanderjahre» Goethes und wie die «Bunten Steine» und den «Nachsommer» des Adalbert Stifter — wenn man auf das eigentümliche Gefälle hinweist, das dem Werk, das vom gemeinsamen Leben eines, an einem Zukunftsplatz versammelten geistigen Ordens berichtet, zu eigen ist: wie es sich aus fast wissenschaftlich spröden Anfängen immer mehr entwickelt in Blühendes hinein, um in den «Drei Lebensläufen», mit denen das Buch abschließt, so etwas wie den Gipfel aller bisherigen Hesse-Prosa zu erreichen. Wie wir es verstehen müssen als eine Art Summa des ganzen Hesseschen Oeuvres, wie aus fast allen vorhergehenden Werken Hesses die Wege in diesen kastalischen Ordensbereich, diese «Pädagogische Provinz» hineinführen: vom «Demian», von den «Märchen», von «Narziß und Goldmund» aus; — das Buch «Morgenlandfahrt» kann schon als eine Art Präambel des «Glasperlenspiels» verstanden werden. Es ist nun nicht so, daß ich Ihnen im Rahmen dieser «Würdigung des Dichters» auch nur annähernd einen Begriff von dem ganzen Werk geben könnte, geschweige, daß ich denen, die es schon kennen, Antwort zu geben wüßte auf die zahlreichen Fragen, mit welchen es seine Leser entläßt ... Es ist nämlich an dem, daß, wenn sich heute drei Leser des

Werkes treffen und darüber aussprechen, über jedes einzelne Problem darin mindestens drei verschiedene Thesen vorgetragen werden; fast möchte ich vermuten, daß jeder sorgfältige Leser im Lauf der Zeit schon für sich zu mindestens zwei oder drei verschiedenen Lösungen kommt... Das klingt ein wenig beängstigend, ich weiß es, und ich will Sie nicht ängstigen. Ich will Sie vielmehr ermutigen, sich, sobald dazu Gelegenheit ist, auf das Buch einzulassen: Sie werden reichen Gewinn davon haben, gerade auch dann, wenn Sie keineswegs überall auf einen grünen Zweig kommen... Wirklich lernen können wir ja vielleicht doch nur von Büchern, die ihr Bestes in Chiffernschrift darreichen, und ein solches Buch ist das «Glasperlenspiel» ohne Zweifel.

Zuerst: was ist das, was in diesem utopischen, fernen Zeitalter, in das wir uns versetzt sehen, diese Magister und diese Repetenten, diese Elite und diese Adepten in ihrem strengen, halb mönchischen Leben im Geiste zusammenhält? Was ist das «Glasperlenspiel»?

Ich kann davon nur sprechen als ein um das Wort Bemühter — ein Maler würde von seinem Standort aus reden und ein Musiker von dem seinen, und er hätte es wahrscheinlich am leichtesten. Jeder erlebt es, jeder Schaffende, daß sich ihm für gewisse höchste Erkenntnisse und Aussagen die verfügbaren Mittel als zu klein erweisen. Er fängt nun, wenn das Wort sein Stoff ist, wohl mit dem Worte an, plötzlich aber möchte er übergehen in die Musik, möchte das Bild haben, möchte gleichsam aus einer Dimension in die andere gelangen, oder er sehnt sich vom Wort in das Schweigen; von der Leidenschaft in die äußerste, die wahrhaft gläserne Klarheit, wie sie etwa der Mathematik eignet; danach aber strebt er dann von allen komplizierten Formulierungen in das Raunen und Schweben, in die Brunnenstube der wortelosen Meditation; kurz, er ist ein heilig Unzufriedener, dem alle Handwerkszeuge zu gering, alle Messer zu stumpf, alle Waagen zu grob sind. Aber nicht nur die *Not* seiner Begrenzung erlebt der Schaffende, sondern — selten, sehr selten freilich — auch das *Glück* — geistweise wenigstens — über alle diese Mittel zu verfügen in einem großen, schwebenden Zugleich; Sternkunde und Theologie, Musik und Meditation, Tanz und Mathematik einander sich begegnen, sich grüßen zu sehen. Solchen Stunden der höchsten Beglückung, da die Vielheit in das Ein strömen mag, lebt der Schaffende entgegen, um ihretwillen lohnt es sich, für Wochen, für Monate, für Jahre allerlei Kärrnerarbeit auf sich zu nehmen, sie gut und treu zu bestehen. Und in solchen Stunden, in denen der schaffende Geist das Strengste als das Lebendigste; das Freieste als das Disziplinierteste erfährt — in solchen Stunden spielt er das «Glasperlenspiel».

Wollte von da aus jemand sagen, das Buch sei somit ein chiffrierter Text, es handle sich dabei um sehr wichtige Monologe eines sublimier-

ten Künstlers oder Gelehrten, oder vielleicht eben noch um ein Fachgeraune unter Eingeweihten — so würde ich nicht widersprechen. Nur daß das Buch freilich noch sehr viel mehr ist. Was alles es ist — vielleicht kommen wir am ehesten zu einer halbwegs gültigen Aussage, wenn wir einen Augenblick die verschiedenen Sphären bedenken, welche zu Hermann Hesses Werk und Wesen gehören, und von denen wir sagten, daß sie alle — genauer müssen wir wohl sagen: *fast* alle — im «Glasperlenspiel» sich zusammenfinden.

Da wäre nun zu sprechen einmal von der «Gelehrsamkeit». Das veritable Sanskrit, das der Knabe Hermann Hesse in der Stube seines Großvaters zuweilen sprechen hörte, hat ihn zwar nicht dazu vermocht, dergleichen auch zu lernen; das eine und andere Mal hat er wohl auch im Namen der Unmittelbarkeit, der Augenlust und der Spielfreude dem Professoren- und Präzeptorenwesen Widerpart geleistet; daneben her aber ist er, und gar nicht nur so nebenbei, sondern kraft einer gewissen Stetigkeit, recht sehr ein gelehrter Herr geworden: ein profunder Kenner des Schrifttums aller Zeiten, der es gelegentlich unternehmen konnte, und zwar — wie man zu spüren glaubt — mit einer souveränen Leichtigkeit, für Reclam einen Wegweiser durch eine Bibliothek der Weltliteratur zu schreiben. Er ist ein Romantiker-Kenner comme il faut, ein sonderlicher Jean-Paul-Liebhaber, ein faszinierter Dostojewskij-Leser, ein Freund der chinesischen Weisheit und vor allem gründlich erfahren im Umgang mit Goethe. Davon ist im Buch «Glasperlenspiel» viel zu merken. Aber auch davon weiß dann dieses Buch: welches Opfer, welcher Verzicht auferlegt wird dem, der ein solches Leben im Geiste führt: daß es geführt wird auf Kosten wo nicht der Lebensfülle, so doch des Lebensgleichgewichts. Und die Erkenntnis, die in Goethes Spruch von den tausend Büchern als dem Turm von Babel ausgesagt wird und für die es vor allem auch bei Jakob Burckhardt — dem «Pater Jakobus» des Glasperlenspiels — so hellsichtige Bestätigungen gibt — auch sie steht wieder und wieder in und zwischen den Zeilen: daß die Geister der Exklusivität eine bedrohliche, atomisierende, lebensfeindliche Macht ausüben, und daß erst die Worte «Dienst» und «Liebe» aller Weisheit Ziel und Ende sind.

Dann müßte auf die Musik die Rede kommen, auf die weiten Wege des Umgangs mit der immergeliebten:

«Holde Musik, du seligstes aller Spiele,
Wald der Töne du, Melodiengerank —
Keiner andern Göttin dank ich so viele
Tröstliche, schmerzliche, innige Freuden wie dir!»

Mit Chopin hatte diese Liebe in den Tagen des «Hermann Lauscher» begonnen, Hugo Wolf und Othmar Schoeck waren wichtig geworden, ein paar Takte Schuberts konnten Tränen hervorlocken, und ehe er eine ernste Gewissensmahnung an einen Staatsminister schreibt, bittet er seine Frau, ihm eine Beethovensonate zu spielen. Immer wieder wird der Liebe zu Mozart, zur «Zauberflöte» vor allem, Erwähnung getan, in den «Neuen Gedichten» dann steht, Echo und Antwort, das Gedicht «Zu einer Toccata von Bach»; im «Glasperlenspiel» endlich ist an mancherlei Musik gedacht, am innigsten wohl an Händel, Bach und Teleman, an diese herrlich gelösten Flötenspieler des Lebens, die schon ganz in die Glasperlenspielerschaft zu gehören scheinen. «Jetzt aber sollst du in den Schlaf noch ein Ohr voll Musik mitnehmen», sagt der Glasperlenspielmeister zu Designori, seinem schwierigen Schüler ... «Der Blick in den Sternhimmel und ein Ohr voll Musik, vor dem Zubettgehen, das ist besser als alle deine Schlafmittel.» Wenn man hier von einem Weg sprechen will, so ist es der Weg der absoluten Musik entgegen, der ja auch einer der Wege unserer Epoche ist, und einer ihrer glücklichsten: mag sein, daß hier und auch an anderen Stellen die Luft des Buches sehr geisterleicht, sehr dünn wird: «sanft und streng, sparsam und süß begegneten und verschränkten sich die Stimmen der holden Musik», «tapfer und heiter schritten sie ihren innigen Reigen durch das Nichts der Zeit und Vergänglichkeit —» heißt es an der vorhin angeführten Stelle weiter, einer der schönsten und kostbarsten des Buches: freilich kann jemand sagen, die Musik des Klingsorbuches habe ganz anders geklungen, aber wer will einen englischen Park schelten, weil es kein Urwald ist?

Ein Drittes: das Buch ist — wir deuteten schon darauf hin — ein Buch, in welchem der Erzieher Hesse zu Wort kommt. Der Erzieher Hesse? Wir stocken einen Augenblick, und mit Recht. Ist denn so ohne weiteres ausgemacht, daß wir Hesse damit recht verstehen, daß wir ihn einen Erzieher nennen? Will er das überhaupt sein? Ich würde sagen: er *ist* es, einerlei ob er es sein will oder nicht, und vielleicht ist er es sogar besonders fruchtbar gerade dort, wo er es am wenigsten zu sein beabsichtigt: alle nachhaltige Erziehung geschieht indirekt. Was im «Glasperlenspiel» waltet, das ist — darin der Pädagogischen Provinz Goethes sehr verwandt — eine Luft der Ehrfurcht inmitten aller Offenheit, der Freiheit inmitten aller Bindung, eine Luft der humanitas, um es mit einem Worte zu sagen. Nun, und darin wird man doch wohl eine pädagogische Kraft verwirklicht sehen. Ob eine pädagogische Absicht, das ist eine andere Frage. Immer wieder macht es ja dieser Hermann Hesse seinen Lesern dadurch schwer, daß er den Satz von jetzt drei oder dreißig Seiten später wieder in Frage stellt, daß sich aus seinen Worten durchaus nicht «trefflich ein System be-

reiten» läßt. Und das ist vielleicht das Einzige, worin bei ihm System liegt: in dieser heimlichen Weisung, sich nicht zu früh festzulegen, zu verkrusten, auch dem Fremden, dem Leidvollen, ja selbst dem Dunklen offenzustehen, den schweren Weg zu gehen, von dem eines der Märchen spricht, und nicht zu vergessen, daß Leben nur in der Wandlung lebendig ist:

«Wir sollen heiter Raum um Raum durchschreiten
An keinem wie an einer Heimat hängen — —»

heißt es in dem Gedicht «Stufen», und:

«Nur wer bereit zu Aufbruch ist und Reise,
Mag lähmender Gewöhnung sich entraffen.»

Mitten inne aber wirkt dann wohl, auch das wird kaum zu übersehen sein, eine nicht geringe Dosis Skepsis, etwas aus der Melodie «Das Beste, was du wissen kannst, darfst du den Buben doch nicht sagen —», aber auch dies gehört ja, wo nicht zur Erziehung, so doch zum inneren Besitz eines jeden Erziehers, der die harmlos-vergnügten und eifrigen Unterstufen hinter sich gelassen hat. So wüßte ich nun, um das in diesem Zusammenhang doch auszusprechen, nicht auszumachen, ob an die Wirklichkeiten, die zum «Glasperlenspiel» gehören, Jüngerschaft, Schülerschaft, Freundschaft, ob wirklich an sie geglaubt wird, oder ob es im Grunde nicht doch eben lauter Einsame sind, die da in Kastalien den immer neuen und immer neu vergeblichen Versuch einer Verständigung, einer Begegnung, machen. Wahrscheinlich gehört hierher dann auch die Frage, die man sehr bald bei der Lektüre des «Glasperlenspiels» stellt: was es zu bedeuten hat, daß in dem ganzen Buch (wenn man von den Lebensläufen am Schluß absieht) keine Frau vorkommt. Man kann darauf wohl verschiedene Antworten geben; keine wird behaupten dürfen, daß sie allein die rechte sei. Man denkt ja bei diesem Orden, obgleich es durchaus und behaupteter-maßen ein weltlicher Orden ist, sehr an die — ja auch ausdrücklich zutage tretende — Nachbarschaft zum größten meditativen Kollegium der abendländischen Geschichte, zum Benediktinerorden — man denkt an die platonische Akademie, vielleicht auch an chinesische Institute verwandter Form, und auch hier handelt es sich überall um Männerstaaten. Dazu kommt, daß Hesse zwar seine Männer und besonders auch seine jungen Männer mit allen Kräften der Individualität begabt, daß dagegen seine Frauengestalten von jeher sehr viel Farbe und wenig Kontur haben, sie sind Gattungswesen, sei es Liebend-Geliebte, sei es die «ewige Mutter Frau», aber nur selten einmal Person im Vollsinn des Wortes. Musikalisch gesagt — es ist in seiner Abkürzung wohl etwas mitverständlich — «Figaro» regiert,

nicht «Fidelio». Vielleicht auch, daß der Dichter des «Glasperlenspiels» als der alte Mann, als der er zuweilen durch die Fenster hereinsieht, sich von der Welt der Frauen und der Frau schon wieder so weit entfernt hat, daß er sie nicht darstellen mag. Uebrigens liegt dann über dem Buch so sehr ein Hauch von Urbanitas, so viel Glanz, daß man unwillkürlich doch geneigt ist, ins Land Kastalien, soweit es das Land unsrer Liebe sein kann, die Frau hereinzunehmen, sie mit zu begrüßen, wenn das «Glasperlenspiel» gefeiert wird. Vielleicht ist es aber auch so: daß in dem Gespräch zwischen «anima und animus», das ja recht eigentlich das Schöpfungsgespräch des Künstlers ist, als das Gespräch zwischen der empfangenden und der gestaltenden Kraft, sehr viel darauf ankommt, das Heilig-Unbewußte nicht zu versehren. Vielleicht, daß Hesse das Gefühl gehabt hätte, zu viel von den Wurzeln freizulegen und also zu gefährden, wenn er in einem solchen Urbilder-Buch, wie es das «Glasperlenspiel» ist, auch noch die Frau gestaltet hätte. Aber das führt weit.

Noch müßte ein Wort über den Humor gesagt werden, über die Entwicklung, die auch hierin an ein Ziel gekommen ist. Er gehört ja, ausdrücklich und wohltätig, von Anbeginn zur Figur dieses Dichters; ohne sehr breiten Raum einzunehmen. Immerhin gab es einst ein so entzückendes Stück gelöster Anschauung und Liebe, wie die Schilderung vom «Autoren-Abend» im «Bilderbuch» . . . es gab einige köstliche Kapitel und Episoden im «Kurgast» und in der «Nürnberger Reise». Es ist ein Humor, der die Türen zur Ironie gerade halb offen ließ: nun über dem «Glasperlenspiel» liegt es wie der Himmel am Septembertag: ein heiterer Glanz regiert. Nichts ist vergessen, auch das Bitter-Gallige nicht: aber es ist verwandelt.

Schließlich noch zwei Sätze darüber, ob man nun dieses Buch ein religiöses Buch heißen soll. Es ist ein Buch der Meditation, ein Buch der Ehrfurcht, «einer gewissen Art von Ehrfurcht, die wir wohl fromm nennen dürfen», wie es einmal heißt, und die Gestalt eines der großen frommen Schwabenväter, die Gestalt Johann Albrecht Bengels, steht wie ein Pate am Weg. Von der Nachbarschaft zum Benediktinertum war schon die Rede, es ist eine sehr höfliche, aber vielleicht doch auch wieder eine sehr selbstsichere Nachbarschaft. Ich meine, wir sollten das Buch mit seiner großen Ehrfurcht vor der letzten Wirklichkeit und allen ihren Ausstrahlungen in diese Welt hinein verstehen als ein «weltliches» Buch, das gerade darin seinen Dienst tut, daß es aller vita activa Erquickung zuleitet aus den Brunnenstuben der vita contemplativa:

«Immer wird mich, so oft ich des Trostes bedarf, Josef Knechtens Freundlich sinnvolles Spiel, den alten Morgenlandfahrer,

Aus den Zeiten und Zahlen entrücken zu göttlichen Brüdern,
Deren harmonischer Chor auch meine Stimme mit aufnimmt.»

Ich weiß nicht, ob ich Ihnen mit diesen Erwägungen eine richtige Vorstellung vermitteln konnte: daß ich Ihnen keine formulierten Ergebnisse vortrug, liegt nicht an meiner Unentschlossenheit, sondern im Wesen der Sache. Glaube niemand, daß ihm zu wenig Verbindliches dargereicht werde, wenn er sich auf Hesses Spätwerk einläßt. Mitten in Satz und Gegensatz bleibt unser Dichter doch der ernsthafte Feind alles Geschwätzes, dem es mit seiner Sache ernst ist. Eine Fährte zumindest ist deutlich genug aufgezeigt; wir werden noch mit einigen Worten von ihr zu handeln haben.

Zuvor aber lassen Sie mich noch ein Wort zu Hermann Hesse, dem Lyriker, sagen. Wenn wir an die Jahrhundertwende zurückdenken, an die Zeit, als Hesses erste Gedichte erschienen, und an die andere Lyrik, die gleichzeitig damals publiziert wurde, so kommt uns zu Bewußtsein, wie sehr vergangen uns fast alles anmutet, was in jener Epoche erschienen ist und damals wirklich auch Epoche zu machen schien: denken Sie an Arno Holz, an Bierbaum, an Busse und Jacobowski, ja selbst an Rilkes früheste Gedichte: das alles ist — mit Ausnahme vielleicht von den glühendsten Gedichten Dehmels und einigen späten Stücken Liliencrons — sehr vergangen, während Hesses bedeutendste Jugendgedichte uns noch immer anrühren mit jener geheimnisvollen Unmittelbarkeit, welche die wirklichen Gedichte der Zeit entnimmt und jeder Zeit gegenüber gleichzeitig macht: gestern ist «Innsbruck, ich muß dich lassen» gedichtet worden, gestern «Wer von der Schönen zu scheiden verdammt ist», und wie von heute klingt es aus dem Cleversulzbacher Pfarrgarten herüber: «Laß, o Welt, o laß mich sein.» Wenn es — neben anderem — der allzureichliche Pedalgebrauch ist, der uns einen großen Teil der Lyrik vor vierzig Jahren entfremdet —, so ist es das Wesen des Lyrikers Hermann Hesse, daß er hierin sparsam genug geblieben ist: immer ist es etwas von der ihm selbst unbewußten Einfalt des Volksliedes, das mitschwingt, nicht anders, als dies bei einem von Hesses lyrischen Vorfahren, bei Clemens Brentano noch mitten in aller Geistigkeit, aller Ueberempfindsamkeit spürbar ist. Es ist wohl wahr, daß dieser Hesse ungemein scharf und zart entwickelte Sinne hat, daß er wahrhaftig das Gras wachsen hört: aber ist eben wirklich das Gras, des Grases Blume, die Welt Gottes, nicht die Welt der Generale, der Potentaten, der Techniker oder der Jongleure. Wenn man sich angewöhnt hat, von naiver und sentimentaler Dichtung zu sprechen, so muß man beim Lesen in Hesses Gedichten immer wieder beglückt merken, wie unzulänglich solche Unterscheidungen sind. Sie führen bei Hesse so wenig weiter,

wie sie — dieser Vergleich legt sich mir mehr und mehr nahe — bei Goethes Divan weiterführen. So wach und wissend, so unschuldig und kindlich, so sinnenhaft-aufblühend und so geistig-streng in einem sind seine Gedichte, sind vor allem die späten Gedichte. Sehr alt scheinen sie zuweilen zu sein, beladen mit Tradition, mit sehr viel Kunstfertigkeit, raffiniert und geheimnisvoll, das ganze Abendland hinter sich und das Morgenland dazu, Novalis nicht weniger als Li-tai-pe, aber dann plötzlich schlägt man das Büchlein «Unterwegs» auf und liest, und das ist so stockend-still, so wie vom ersten Tag her, so wie, als sei noch nie gedichtet worden, rein und ohne Alter:

Das dem Andenken Knulps gehörige Gedicht «Auf Wanderung»:

Sei nicht traurig, bald ist es Nacht,
Da sehn wir über dem bleichen Land
Den kühlen Mond, wie er heimlich lacht
Und ruhen Hand in Hand.

Sei nicht traurig, bald kommt die Zeit,
Da haben wir Ruh. Unsre Kreuzlein stehen
Am hellen Straßenrande zu zweit,
Und es regnet und schneit
Und die Winde kommen und gehen.

Und nun, meine verehrten Zuhörer, wollen wir mit einer kurzen Besinnung abschließen, einer Besinnung auf die Verpflichtung, die uns durch dieses Werk auferlegt ist. Denn einen Dichter feiern, das kann ja nicht heißen: Telegramme aufgeben und Preise austeilen, sich daran ergötzen, daß es so reizende Reimer und Spieler gibt, im übrigen aber alles beim Alten lassen und sich nach kurzer Reverenz wieder der sogenannten «Wirklichkeit» zuwenden. Einen Dichter feiern: das heißt, sich von ihm anrufen, bewegen, mahnen, beunruhigen und dann erst wohl auch trösten und besänftigen lassen, es heißt: ihn nicht so sehr den Träumern als vielmehr den Wachenden, den Wissenden, den Sehern, den Heilkundigen zuzählen. Dergleichen ziemt uns am heutigen Tage, wie ich meine, besonders. Denn wir haben auf unserem Weg in unser eigentliches Eigentum hinein, auf unsrem Weg in unsre abendländische Existenz hinein nicht viele Stimmen, auf die wir so mit Gewinn hören könnten, wie auf Hesses Stimme. Und ohne deshalb die Backen aufzublasen, dürfen wir uns dabei als Schwaben in unsrem besten Teil bestätigt wissen durch diesen schwäbischen Europäer: bestätigt freilich auf eine Weise, bei welcher nichts so wenig fehlt wie das ernsthaft kritische Wort.

Was ist damit gemeint, wenn wir von unsrer abendländischen Existenz sprechen? Doch wohl dies: eine Existenz, die sich mit einem

Ausdruck Picards der Zusammenhanglosigkeit ihrer Seele schämt; ihres schlechten Gedächtnisses, ihrer Augenblicksverfallenheit, ihrer Erfolgsanbetung; eine Existenz — so könnten wir mit *einem* Worte sagen —, welche dem Machtdenken aus freien Stücken den Abschied zu geben vermag. Nicht der Macht: das haben für uns die Heere der Alliierten gründlich besorgt, sondern dem Macht*denken* — *das* können sie nicht für uns besorgen, das müssen *wir* tun. Wir wissen, daß das ein ganzes Volk nicht von heute auf morgen tut. Es kommt aber alles drauf an, daß es geschieht: ohne Schielen auf irgendwelchen Eindruck, ohne Wehleidigkeit, ohne Pathos, daß es sachlich geschieht. Wir haben heute mit Recht Furcht davor, von irgendeiner «Sendung» zu sprechen. Von *einer* Sendung aber sollen wir wissen: der Sendung, die wir haben an uns selbst. Wir haben uns und aller Welt einen furchtbaren Unterricht gegeben in der Erfahrung, wohin es führt, wenn man die Erziehung zur Härte zur Maxime alles Handelns macht. Es wird nicht wenig darauf ankommen, ob wir nun, sehr viel langsamer, sehr viel behutsamer die Erziehung zur Milde zur neuen Maxime machen können, ob uns die Sätze, welche Stifter in seiner Vorrede zu den «Bunten Steinen» ausgesprochen hat und die vom «sanften Gesetz» handeln, inskünftig so wichtig werden wie die von Herrn Hitler so verhängnisvoll geschätzte Maxime des Faust: «Im Anfang war die Tat.» Es geht — ich zitiere Stifter — «um das Gesetz der Gerechtigkeit, das Gesetz der Sitte, das Gesetz, das will, daß jeder geachtet, geehrt, ungefährdet neben dem anderen bestehe, daß er seine höhere menschliche Laufbahn gehen könne, sich Liebe und Bewunderung seiner Mitmenschen erwerbe, daß er als Kleinod gehütet werde, wie jeder Mensch ein Kleinod für alle andern Menschen ist». Hermann Hesses Werk ist eine einzige Auslegung dieses Textes: wenn wir uns auf diesem Weg von seiner Stimme begleiten lassen wollen, so wird sie uns begleiten. Wir werden uns aber im Umgang mit ihm der plumpen Biedermannsweise, der täppischen Ahnungslosigkeit entschlagen müssen, welche unglückseligerweise in die öffentlichen Briefe an Thomas Mann hineingeraten ist und welche, wie wir hören, auch die nichtöffentlichen Briefe an Hesse nun schon wieder belastet. Es ist nicht mit zwei Worten gesagt, was es für einen Dichter bedeutet, sein Werk jahraus, jahrein aus der Oeffentlichkeit fast völlig verbannt zu sehen, was für den Menschen Hesse bedeutet, die nächsten Angehörigen seiner Lebensgefährtin in Auschwitz umgebracht zu wissen. Wenn da Entfernung und Entfremdung entstehen, so dürfen wir uns nicht wundern. Eine gewisse Zurückhaltung wird uns auferlegt sein, doch ist uns keine Freude verboten. Und unverboten ist es uns, den Dichter Hesse anzusehen als den, der uns zu einem Weg Vertrauen einflößt, an dessen Ende größere Ziele stehen

als Kanonen, und dessen einzelne Stationen, mögen sie noch so wenig pompös in Erscheinung treten, doch als Stationen auf dem Wege zu uns selbst aller Aufmerksamkeit wert sind. Wir entfernen uns mit dem allem nicht aus unsrem schwäbischen Erbteil, ja wir wandern erst recht eigentlich wieder dorthin ein. Schwabentum, so wie es Hölderlin und Mörike, wie es in seiner Sprache Johann Albrecht Bengel und in der seinen der alte Christoph Schrempf gemeint hat, ist ja nicht das öde, fanatische, lebensfeindliche Entweder-Oder, es ist vielmehr das lebenswache, echtgespannte, leidenschaftliche und leidensfähige Sowohl-als-auch, der Duldung, der Gelassenheit fähig, des Ja-sagens, der Milde, des Humors, der Güte. Nicht ungern ertappen wir unsern Dichter bei einer Wendung, die einen Schimmer von Dialekt hat, so wenn im «Glasperlenspiel» einmal gefragt wird: «Denkt es dir noch —?» Viel mehr aber wegen seiner Kunde von Thesis und Antithesis, wegen seines Lebens im Bipolaren dürfen wir ihn einen der Unseren nennen.

Die Auszeichnung, welche die Stadt Frankfurt am Main kürzlich unsrem Dichter zuteil werden ließ, der Goethepreis, ist eine abendländische Ehrung, und indem sie Hermann Hesse verliehen wird, tut sich das Preisgericht selbst eine Ehre an. Wir denken an frühere Empfänger und finden, daß mit Hesse die Reihe richtig fortgesetzt wird. Zu nennen wären: Thomas Mann, der unter dem Namen «Thomas von der Trave» als Glasperlenspielmeister fungiert; Sigmund Freud, zu dem Hesses analytische Studien immer wieder führen, und Hans Carossa, dem gleich Hesse die «Reiche des Geistes und des Herzens» wichtiger sind als die Länder und Meere, welche ein beutegieriger Despot zu unterjochen suchte. Wesentlicher aber noch als die Erwähnung dieser früheren Preisträger, scheint uns die Rückerinnerung an den hohen Preispaten selbst. Wir möchten uns auch hier vor allem täppischen Wesen hüten; aber wenn wir es wagen, vom goethischen Menschen zu sprechen, von einer Bruderschaft im Zeichen des Siegelwortes «Alles um Liebe», dann gehört Hesse dazu, legitim wie nur einer, und dann ist also der Preis, wenn wir so sagen dürfen, in der Familie geblieben.

Wir haben Hermann Hesse davon verständigt, daß wir heute seiner gedenken. Wir grüßen hinauf in seine Klause, in seine Tessiner Landschaft, die uns nicht nur aus der Anschauung, sondern vor allem auch durch viele schöne Aquarelle von Hesses Hand bekannt ist. Indes wir seiner gedenken, sammeln wir den Klang aller seiner Stimmen im Ohr. Die Stimme der Weisheit ist da, die Stimme des Erstaunens und des Traumspiels, auch die Stimme der Klage und der Enttäuschung fehlt nicht. Aber nur einer, in dessen Existenz die Stimme der *Liebe* in Wahrheit die dominierende Stimme geblieben ist, vermochte ein

Gedenkblatt wie jenes die Gestalt seines Bruders beschwörende, «Erinnerung an Hans» genannte, zu schreiben, so zu schreiben, daß es — persönlich geredet — einem das Liebste sein kann von allem, was dieser Dichter geschrieben hat. Wir um das Wort Bemühten grüßen ihn als einen einzigartigen Magister, als einen herrlichen Leser, als einen von jenen fünf oder zehn Zuhörern, auf die es einem ankommt. Und wir denken, er werde auch in unsre Festivität heruntergrüßen, ein wenig spöttisch vielleicht bemerkend, daß wir uns durchaus nicht im Glasperlenspiel-Aeon befinden und nicht in der Provinz Kastalien, sondern in Schwaben und in jenem Zeitalter, das er das feuilletonistische genannt hat. Dennoch vertrauen wir darauf, daß er — und wär's nur in einem Winkel seiner Seele — einverstanden sei mit unsrem Abend. Denn es geht uns hier und heute um nicht weniger als um das Vertrauen in die Wirksamkeit und Wirklichkeit des *Wortes;* Vertrauen darauf, daß es dem Worte in der Welt gelingen kann, Heilung zu schaffen, Tröstung zu reichen, Türen zu öffnen, Brücken zu schlagen, Flügel zu sein und Pfeil, und eine Kraft der Verwandlung. Von dieser Vollmacht hat Hesse selbst mit einer heiligen Zuversicht gesprochen, einer Zuversicht, die es sich schwermacht. Da wir aber den Dichter feiern, der eines seiner Bücher schloß: «Mozart wartete auf mich, Goethe wartete auf mich», so können wir, die wir mit dem Gruß an Mozart unsre Würdigung begonnen haben, sie nicht würdiger schließen als mit der Erinnerung an Goethe, an den Divan-Goethe, an den uns der Dichter Hesse gerade jetzt immer wieder gemahnt. Der Schluß der strahlenden «Behramgur»-Strophen ist es, der uns hier in den Sinn kommt. Verse, in welchen über Qual und Fülle eines Lebens, Wachens, Dienens und Dichtens der Himmel ausgespannt ist, der Himmel der Sonnen und Sterne, der Himmel der Verklärung, erstanden aus dem Vertrauen auf das geringe und ach so mächtige Wort:

«Das Wort erreicht, und schwände Ton und Schall.
Ist's nicht der Mantel noch gesäter Sterne,
Ist's nicht der Liebe hochverklärtes All?»